

Predigt am Sonntag der Seefahrt 15.09.2024 von Pastor Uwe Baumhauer in der Kreuzkirche

Als Christoph Kolumbus damals im Jahr 1492 zum ersten Mal mit seinen drei Schiffen in See gestochen ist, auf der Suche nach einem westlichen Seeweg nach Indien, konnte niemand sagen, wann und ob überhaupt er, seine Mannschaften und seine Schiffe je wieder nach Spanien zurückkehren würden.

Das Risiko einer solchen Reise musste jedem Seemann, der sich hier hat anheuern lassen, klar gewesen sein. Ob es ein Wiedersehen mit der Heimat und der Familie geben würde, stand vollkommen in den Sternen, wie man so schön sagt.

Immerhin gingen innerhalb von nur 12 Jahren auf den insgesamt vier Reisen des Kolumbus von gut 25 Schiffen 9 verloren. Das ist eine Verlustrate von 36%.

Wenn wir das nun mal auf heute übertragen: Ich wüsste nicht an welcher Stelle wir heute noch bereit wären, ein derart hohes Risiko für Mensch und Material in Kauf zu nehmen. Wir haben im Vergleich zu Kolumbus' Zeiten, aber auch im Vergleich mit anderen Ländern dieser Erde, enorm hohe Sicherheitsstandards. Und wir haben uns derart an diese hohen Standards gewöhnt, dass es nicht alleine Entsetzen, sondern sogar regelrecht Empörung auslöst, wenn doch trotz allem etwas Schlimmes geschieht. Die Tatsache, dass etwas geschehen konnte wird mitunter als sehr viel schlimmer wahrgenommen, als das Geschehene selbst.

Das Erleben, dass etwas Schlimmes geschehen ist, geht einher mit dem Gefühl des Kontrollverlustes. Wir haben das Gefühl, dass etwas geschehen konnte, weil wir darüber die Kontrolle verloren haben. Je höher unsere Sicherheitsstandards sind, desto größer ist die Zumutung erleben zu müssen, dass wir am Ende des Tages eben doch nicht Herr über Leben und Tod sind. Das zu ertragen ist schwierig in einer Gesellschaft, in der das wichtigste und erstrebenswerteste Gut einzig darin besteht, sein Leben im Griff zu haben. Es geht nicht mehr um Reichtum oder gesellschaftlichen Rang. Es geht darum, ob du dein Leben im Griff hast. Oder besser noch: es geht darum, anderen zu zeigen, dass du dein Leben im Griff hast. Wenn dir das gelingt, dann hast du es geschafft – so das große Versprechen unserer Zeit. Darum sind wir auch so abgrundtief empört, wenn wir dieser Illusion beraubt werden. Und darin sind wir auch am allermeisten verletzbar: Wenn man uns unserer Illusion beraubt, alles im Griff zu haben.

Das Bedürfnis nach Sicherheit ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis. Man kann nicht ständig auf der Hut und immer in Allarmbereitschaft leben. Davon werden wir krank.

Aber es lohnt sich durchaus darüber nachzudenken, wie viel Kontrolle wir tatsächlich brauchen, um das Gefühl zu haben, in Sicherheit zu leben. Und vor allem auch, wie viel Kontrolle, real betrachtet, tatsächlich überhaupt wirksam möglich ist.

Wir leben in einer Zeit, die viele Menschen als sehr unsicher und unübersichtlich erleben. Da ist die angespannte geopolitische Lage nach Russlands Überfall auf die Ukraine und der Krieg in Gaza und rund um Israel. Damit einher die Inflation, die steigenden Preise, die Folgen des Klimawandels.

Ich stelle mir schon die Frage, in welcher Welt meine Kinder wohl leben werden, wenn ich dereinst selber einmal nicht mehr bin. Der Sorgen-Vogel zieht durchaus bisweilen auch über meinem Kopf seine Kreise. Ab und an ruft er mich auch schon mal aus dem Schlaf.

Wenn dann einer kommt, und mir mehr Sicherheit verspricht, mehr Übersichtlichkeit, und durchschaubarere Lebenszusammenhänge, dann ist das natürlich verlockend. Und je größer meine Angst ist, desto leichter bin ich für alle möglichen Parolen der Marktschreier zugänglich.

Es scheint da oft gar nicht so leicht, zu unterscheiden, was jetzt eigentlich richtig ist und was falsch. Im Einzelnen sind die Sachlagen oft so komplex, dass es schwer ist, sich da ein Urteil zu bilden.

Einen Anhaltspunkt gibt es allerdings, der für uns als Christen immer im Vordergrund stehen muss. Und der wird formuliert in der aktuellen Jahreslosung aus dem Korintherbrief, in der Paulus die Gemeinde auffordert: „Alles was ihr tut, lasst in Liebe geschehen“

Bei allen Maßnahmen, die derzeit als Allheilmittel auf allen politischen Kanälen und quer durch die Parteien verkündet werden, können und müssen wir uns immer fragen: „Ist das, was da gefordert oder getan wird menschlich?“ Wer sind die Leidtragenden oder die Opfer dieser oder jener Aktion? Sind die Haltung und das Menschenbild, das da zum Ausdruck kommt barmherzig? Oder wird hier auf Menschen eingedroschen, die einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort waren oder die das Pech hatten, zur „falschen“ Minderheit zu gehören?

Egal wie groß meine eigene Sorge auch jeweils sein mag – wir müssen uns immer wieder fragen:

„Ist das, was wir tun und unterstützen dem Menschen zugewandt? Nimmt das die Nöte der Menschen wahr? Steht es im Einklang mit den Menschenrechten? Oder lassen wir andere mit ihrem Leben bezahlen, aus der puren Sorge, anderen von unserem Wohlstand abgeben zu müssen?“

Mir ist es wichtig zu sagen, dass wir uns nicht, angetrieben von unserer eigenen Sorge oder Angst, dazu verleiten lassen, uns unmenschlich und unbarmherzig gegenüber anderen Menschen zu verhalten, in der falschen Hoffnung, dass unsere Angst dadurch weniger würde.

Wir müssen als Gesellschaft einen Modus finden, in dem wir lernen, gemeinsam mit dem Gefühl der Verunsicherung umzugehen. Dieses Gefühl vielleicht auch einfach gemeinsam zu ertragen. Wir tun dies in der durchaus begründeten Hoffnung, dass wir erstens damit nicht alleine sind und zweitens, dass es auch wieder besser werden wird. Das ist ein zentraler Bestandteil einer jeglichen christlichen Erfahrung und Hoffnung.

Was für Versprechungen man wohl der Crew von Christoph Kolumbus damals gemacht hat? Warum waren Menschen bereit, ein derart hohes Risiko einzugehen? Welche Hoffnung hat sie getragen? Mit welchem Vertrauen waren sie in der Lage, Stürme Hunger, Angst und Ungewissheit zu ertragen? Eine gute Portion „Gottvertrauen“ wird mit Sicherheit dabei gewesen sein.

Allerdings, und das muss man in diesem Zusammenhang eben leider auch sagen: Was Kolumbus nach Südamerika gebracht hat, waren Krankheiten aller Art und das Christentum. Und mit dem Christentum kamen Tod und Verderben über die einheimische Bevölkerung.

Das können wir heute besser. Denn wir haben die Erfahrung gemacht, dass aus der liebevollen Zuwendung zu anderen Menschen Vertrauen erwächst. Egal welcher Herkunft, egal welcher Religionszugehörigkeit.

Eine Gemeinschaft, die sich gegenseitig stärkt und bereit ist, den Wert und die Würde eines jeden Menschen anzuerkennen, ist in der Lage, Hoffnung zu entwickeln. Denn sie erlebt, dass Liebe und Freundschaft unter Menschen wachsen.

Und das ist das, was uns als Christen zur Aufgabe gegeben ist. Dafür zu sorgen, dass die Liebe unter den Menschen wächst.

Amen